



GUSTAVO ADOLFO BECQUER

LEGENDEN


ngiyaw eBooks

Gustavo Adolfo Becquer
Legenden

Verlag von Alexander Duncker, Weimar, 1914, aus dem
Spanischen von Otto Hauser

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Caspar David Friedrich, Die Ruine des
Klosters Eldena

DAS GOLDENE ARMBAND

I

Sie war schön; von jener »berauschenden« Schönheit; von jener Schönheit, die in nichts der Schönheit gleicht, die unsre Phantasie den Engeln zuschreibt und die dennoch übernatürlich ist; einer dämonischen Schönheit, womit der Teufel bisweilen eine seiner Kreaturen ausrüstet, damit sie auf Erden seine Werkzeuge würden.

Er liebte sie; liebte sie mit jener Liebe, die nicht Zügel noch Grenzen kennt; liebte sie mit jener Liebe, die Wonne verheißt und nur Pein schafft; einer Liebe, die Seligkeit bedünkt, die aber der Himmel doch nur zur Sühnung einer Schuld einzuflößen scheint.

Sie war launisch, launisch und überspannt wie alle Frauen auf der Welt.

Er abergläubisch, abergläubisch und voll Mutes wie alle Männer seiner Zeit.

Sie hieß Maria Antunez.

Er Pedro Alfonso de Orellana.

Beide waren Toledaner, und beide lebten in der Stadt,

darin sie geboren worden.

Die Sage, die uns diese wunderbare Geschichte, die sich vor vielen Jahren begeben hat, überliefert, berichtet nichts weiter über die beiden Personen, von denen sie handelt.

Ich als wahrheitliebender Chronist will auch nicht ein einziges Wort eigener Erfindung hinzufügen, um sie besser zu kennzeichnen.

II

Er fand sie eines Tags in Tränen und fragte sie: »Warum weinst du?«

Sie trocknete sich die Augen, blickte ihn starr an, seufzte und begann wieder zu weinen.

Darauf trat Pedro näher zu Maria, ergriff ihre Hand, stützte den Ellbogen auf das arabische Geländer, von wo die Schöne auf den Fluß, der da vorüberfloß, hinuntersah, und fragte wieder: »Warum weinst du?«

Der Tajo wand sich rauschend zu seinen Füßen durch die Felsen, worauf die kaiserliche Stadt erbaut ist. Die Sonne ging hinter den nahen Bergen zu Tal, der Abendnebel wogte wie ein Schleier aus blauem Flor, und einzig der eintönige Laut des Wassers unterbrach die tiefe Stille.

Maria rief: »Frag mich nicht, warum ich weine, frag mich nicht; denn ich kann dir nicht antworten, und du könntest mich nicht verstehn. Es gibt Wünsche, die in der Seele einer Frau aufsteigen und sie zu ersticken drohen und sich nur durch einen Seufzer verraten; wahnwitzige Gedanken, die uns durch das Hirn schießen, ohne daß die Lippe sie in Worte zu kleiden wagt; unfaßbare Phänomene unsrer geheimnisvollen Natur, die der Mann nicht einmal für möglich halten kann. Ich bitte dich, frag nicht nach der Ursache meines Kummers; wenn ich sie Dir mitteilte, würdest du mich vielleicht auslachen.«

Nach diesen Worten senkte sie wieder die Stirn, und er wiederholte seine Fragen.

Am Ende brach die Schöne ihr hartnäckiges Schweigen und sprach zu ihrem Geliebten mit dumpfer, verhaltener Stimme:

»Du willst es; es ist ein Wahnwitz, worüber du lachen wirst; aber tut nichts: da du's wünschest, will ich's dir sagen.

Gestern war ich im Dom. Es war das Fest der heiligen Jungfrau; ihr Standbild, das sich auf dem Hochaltar über einer goldenen Staffel erhebt, strahlte, als ob es in Feuer glühte; die Klänge der Orgel zitterten, von Echo zu Echo weitergleitend, durch den Kirchenraum hin, und auf dem Chor stimmte die Geistlichkeit das *Salve, Regina* an.

Ich betete, betete, ganz in fromme Gedanken versunken, dann sah ich mechanisch auf und blickte nach

dem Altar. Ich weiß nicht, warum sich meine Augen da auf das Bild hefteten, nein, ich drücke mich schlecht aus, nicht auf das Bild; sie hefteten sich auf einen Gegenstand, den ich bisher nicht bemerkt hatte, einen Gegenstand, der, ohne daß ich's mir erklären konnte, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Lach nicht . . . dieser Gegenstand war das goldene Armband, das die Muttergottes an dem Arme trägt, worauf sie ihren göttlichen Sohn hält . . . Ich wandte den Blick ab und wollte wieder beten . . . Unmöglich! Meine Augen kehrten unwillkürlich wieder zu demselben Punkt zurück. Die tausend Fassetten seiner Diamanten reflektierten in wunderbarer Weise den Glanz der Altarkerzen, die sich darin spiegelten. Millionen roter und blauer, grüner und gelber Lichtfunken tanzten um die Steine wie ein Wirbel von Feueratomen, wie ein trunkener Reigen dieser Flammengeister, deren Schein und unbegreifliche Rastlosigkeit gleichsam bannen . . .

Ich stand auf und ging aus dem Dom nachhause, aber jene Vorstellung war noch immer in meinem Sinne. Ich legte mich schlafen, aber ich konnte es nicht . . . Die Nacht verging, ewig mit jenem Gedanken . . . Als der Tag graute schlossen sich meine Lider, und — wirst du es glauben? — auch im Traume noch sah ich eine Frau, eine brünette schöne Frau, die vor mir hin und her ging, verschwand und wiederkam und den Gold und Edelsteinschmuck trug; eine Frau, ja, denn es war nicht die heilige

Jungfrau, die ich an bete und vor der ich kniee; es war eine andere Frau, ein Weib wie ich, das mich anblickte und lachte und meiner spottete. ›Siehst du ihn?‹ schien sie mir zu sagen und wies auf ihren Schmuck. ›Wie er blinkt! Er ist wie ein Reif von Sternen, die man einem Sommernachthimmel geraubt hat. Siehst du ihn? aber er gehört nicht dir, wird es nie, nie . . . Du wirst vielleicht schönere bekommen, kostbarere, wenn das möglich ist, aber diesen, der so phantastisch, so zauberisch blitzt . . . nie . . . nie . . .‹ — Ich erwachte, aber mit demselben einen Gedanken, der wie ein glühender Nagel in meinem Hirn saß und noch sitzt, diesem dämonischen, unbezwinglichen, ohne Zweifel vom Teufel selbst mir eingegebenen Gedanken . . . Aber wie? . . . du schweigst, schweigst und senkst die Stirn? . . . Lachst du nicht über meinen Wahnwitz?«

Pedro griff mit einer jähen Bewegung nach dem Knauf seines Degens, hob den Kopf, den er in der Tat gesenkt hatte, und sagte dumpf:

»Welche Muttergottes trägt das Kleinod?«

»Die vom Tabernakel —« sagte Maria leise.

»Die vom Tabernakel!« wiederholte der Jüngling voll Schrecken. »Die vom Tabernakel im Dom!« . . . Und in seinen Zügen malte sich einen Augenblick lang der grauenvolle Gedanke, der ihn durchzuckt hatte.

»Ach! warum trägt es keine andere Muttergottes?« fuhr er lebhaft und leidenschaftlich fort. »Warum trägt es

nicht der Erzbischof an seiner Mitra, der König in seiner Krone, warum hält es nicht der Teufel in seinen Krallen? Ich raubte es für dich, und koste es mir das Leben oder die Seligkeit. Aber der heiligen Jungfrau vom Tabernakel, unserer heiligen Schutzpatronin, ich . . . ich, der in Toledo geboren worden — unmöglich, unmöglich!«

»Nie!« sagte Maria, fast unhörbar; »nie!«

Und sie begann wieder zu weinen.

Pedro starrte mit stumpfem Blick auf den vorüberströmenden Fluß. Auf den Fluß, der vor seinen irren Blicken floß und floß und zu seinen Füßen sich an dem Felsen brach, worauf die kaiserliche Stadt erbaut ist.

III

Die Kathedrale von Toledo. Stell dir einen Wald von gigantischen graniteneen Palmen vor, deren Äste sich ineinander verflechten und so ein riesiges, großartiges Gewölbe bilden, und darunter lebt eine ganze Welt imaginärer und realer Wesen das ihnen vom Genius verliehene Leben.

Stell dir ein unfaßbares Chaos von Licht und Schatten vor, worin sich die farbigen Strahlen der Glasfenster mit dem Dunkel der Schiffe mischen und einander

durchdringen; wo der Glanz der Lampen mit der Düsternis der Apsis ringt und sich darin verliert.

Stell dir eine Welt von Stein vor, ungeheuer wie der Geist unsrer Religion, dunkel wie ihre Überlieferungen, rätselvoll wie ihre Symbole, und doch hast du nicht die fernste Vorstellung von diesem ewigen Denkmal der Hingebung und des Glaubens unserer Vorfahren, worüber die Jahrhunderte im Wetteifer den Schatz ihrer Gläubigkeit, ihrer Phantasie und ihrer Künste ausgestreut haben.

In ihrem Schoße leben das Schweigen, die Hoheit, die Poesie der Mystik und ein heiliger Schauer, die alle weltlichen Gedanken und niedrigen Leidenschaften der Erde von ihrer Schwelle wehren.

Die leibliche Schwäche wird durch die Luft der Berge gekräftigt; der Atheismus findet Heilung in der Atmosphäre des Glaubens.

Aber so groß, so überwältigend die Kathedrale unsern Augen erscheint, wann immer man ihren geheimnisvollen, geheiligten Raum betritt, nie ist der Eindruck so tief wie in den Tagen, wo sie alle Pracht ihres religiösen Prunkes entfaltet, wo ihre Tabernakel mit Gold und Steinen, ihre Stufen mit Teppichen und ihre Säulen mit Gobelins bedeckt sind.

Wann dann, einen Strom von Licht ausstrahlend, tausend silberne Lampen brennen; wann eine Wolke von Weihrauch durch die Luft wogt und die Stimmen des

Chores und die Harmonien der Orgel und der Glocken vom Turm den Bau von seinen tiefsten Gründen bis zu den höchsten Spitzen, die ihn krönen, erschüttern, dann erst fühlt und erkennt man die furchtbare Majestät Gottes, die darin lebt, ihn mit ihrem Hauch beseelt und mit Abglanz ihrer Allmacht erfüllt.

An dem Tage, wo sich die im folgenden erzählte Szene abspielte, wurde in der Kathedrale von Toledo der letzte Tag der glanzvollen Oktave der heiligen Jungfrau gefeiert.

Das fromme Fest hatte eine ungeheure Zahl von Gläubigen angezogen; aber diese hatten sich schon nach allen Richtungen zerstreut; schon waren die Lichter in den Kapellen und auf dem Hochaltar ausgelöscht worden und die riesigen Torflügel des Domes hatten sich knarrend hinter dem letzten Toledaner geschlossen, als im Schatten und blaß, so blaß wie die Statue des Grabmals, worauf er sich einen Augenblick stützte, bis er seiner Erregung Herr wurde, ein Mann erschien und, in größter Heimlichkeit hingleitend, sich dem Gitter des hohen Chores näherte. Dort ließ der Schein einer Lampe seine Züge erkennen.

Es war Pedro.

Was war zwischen den beiden Liebenden vorgegangen, daß er sich zuletzt entschlossen hatte, einen Gedanken ins Werk zu setzen, den bloß auszudenken seine Haare vor Schrecken sich hatte sträuben lassen? Niemand konnte es

wissen.

Aber er war da und war gekommen, um seinen verbrecherischen Anschlag auszuführen. In seinem unruhigen Blick, im Zittern seiner Kniee, in dem Schweiß, der ihm in dicken Tropfen von der Stirne troff, war zu lesen, was er wollte.

Die Kathedrale war einsam, ganz einsam und in ein tiefes Schweigen getaucht.

Gleichwohl hörte man von Zeit zu Zeit wie unbestimmte Laute: ein Knirren im Holz bisweilen, oder ein Raunen des Windes oder — wer weiß? — vielleicht ein Trug der Phantasie, die, einmal erregt, allerlei hört und sieht und fühlt, was nicht da ist. Aber es war wirklich so: bald nahe, bald fern, jetzt hinter sich, jetzt neben sich hörte er wie unterdrücktes Schluchzen, wie das Rauschen nachgeschleppter Gewänder, wie den Hall von Schritten, die unablässig kommen und gehn.

Pedro zwang sich, den Weg fortzusetzen, erreichte das Gitter und stieg die erste Stufe zur Hauptkapelle empor. Rings um diese Kapelle liegen die Gräber der Könige, deren Steinbilder mit der Hand am Degenknauf nachts und tags im Sanktuarium, in dessen Dunkel sie alle für eine Ewigkeit ruhen, gleichsam Wache halten.

»Vorwärts!« murmelte er leise und suchte auszuschreiten und konnte nicht. Es war, als wären seine Füße in den Fliesen eingewurzelt. Er senkte die Augen und seine Haare sträubten sich vor Grauen: den Boden

der Kapelle bildeten breite, dunkle Grabplatten.

Für einen Augenblick war ihm, eine kalte, fleischlose Hand halte ihn mit unbezwinglicher Gewalt an jener Stelle fest. Die ersterbenden Lampen, die im Grunde der Schiffe wie im Dunkel verlorene Sterne blinkten, schwankten vor seinen Augen und die Statuen der Grabmale und die Altarbilder schwankten, und der ganze Dom mit seinen granitene Arkaden und seinen Pfeilern aus Quadern schwankte.

»Vorwärts!« rief Pedro wieder wie außer sich und näherte sich dem Altar, erklimmte ihn und drang bis zum Sockel des Bildes vor. Alles rings um ihn nahm chimärische und grausige Formen an; alles war Finsternis und ungewisses Licht, schauriger noch als reine Nacht. Einzig die Himmelskönigin schien, von einer goldenen Lampe milde beleuchtet, still, gütig und heiter inmitten all der Schrecknisse zu lächeln.

Gleichwohl flößte ihm dieses stumme, unbewegliche Lächeln, das ihn erst einen Augenblick beruhigt hatte, am Ende Furcht ein, eine Furcht, viel sonderbarer, viel tiefer als die er bisher empfunden hatte.

Er bezwang sich doch wieder, schloß die Augen, um es nicht zu sehen, streckte mit einer krampfhaften Bewegung die Hand aus und riß das goldene Armband, das fromme Geschenk eines heiligen Erzbischofs, das goldene Armband, dessen Wert ein Vermögen darstellte, an sich.

Schon war das Kleinod in seiner Gewalt; seine gekrammten Finger umschlossen es mit übernatürlicher Kraft; er hatte nur noch zu fliehen, mit dem Kleinod zu fliehen; aber dazu mußte er die Augen öffnen, und Pedro hatte Angst, zu schauen, das Bild zu schauen, die Könige der Grabmäler zu schauen und die Teufelsfratzen an den Karniesen, die Ungetüme an den Kapitellen, die Schattenbahnen und die Lichtstrahlen, die, weißen, gigantischen Phantomen gleich, sich in den von schrecklichen seltsamen Lauten erfüllten Schiffen hin und her bewegten.

Endlich öffnete er die Augen, blickte umher, und seinen Lippen entrang sich ein geller Schrei.

Die Kathedrale war voll Statuen, Statuen, die, in lange und nie geschaute Gewande gehüllt, aus ihren Nischen herabgestiegen waren und den ganzen Raum der Kirche einnahmen und ihn mit ihren pupillenlosen Augen anstarrten.

Heilige, Nonnen, Engel, Teufel, Krieger, Damen, Pagen, Cönobiten und Bauern drängten sich und erfüllten Schiffe und Altar. Ihm zu Füßen celebrierten in Gegenwart der auf ihren Grabsteinen knieenden Könige die marmornen Erzbischöfe, die B er sonst unbeweglich auf ihren Ruhestätten liegen gesehen hatte, das Amt, währenddessen eine ganze Welt von chimärischen, i ungestalten, gräßlichen Reptilen und kleinen Raubtieren aus Granit, über die Platten hinkriechend, an den Pfeilern

emporklimmend, an den Baldachinen sich festklammernd, an den Gewölben hangend, wie die Würmer eines ungeheuern Leichnams durcheinanderwimmelten.

Er konnte es nicht mehr ertragen. Die Schläfen hämmerten ihm fürchterlich; ein blutiger Schleier zog sich vor seinen Augen; wieder stieß er einen Schrei aus, einen zerreißenden, übermenschlichen Schrei, und stürzte ohnmächtig auf den Altar hin.

Als am andern Tag die Kirchendiener ihn zu Füßen des Altars fanden, hielt er noch das goldene Armband in Händen, und da er sie herankommen sah, rief er mit einer schneidenden Lache:

»Für sie, für sie!«

Der Unglückliche war wahnsinnig.

DIE PASSIONBLUME

An einem Sonnabend und in einem Garten in Toledo erzählte mir ein gutes, sehr hübsches Mädchen diese seltsame Geschichte.

Sie zerpflückte, während sie mir das Geheimnis ihrer Form erklärte, eine von jenen Blüten, die dieser Legende ihren Titel gegeben haben, und küßte ihre Blätter und Stengel.

Wenn ich sie mit dem sanften Zauber und der zarten Schlichtheit wiedergeben könnte, die sie in ihrem Munde hatte, würde euch die Geschichte von der unglücklichen Sarah ebenso ergreifen, wie sie mich ergriff.

Ist dies auch nicht möglich, so rufe ich mir doch jetzt diese Sage ins Gedächtnis zurück.

I

In einem der dunkelsten und winkeligsten Gäßchen der kaiserlichen Stadt hatte, eingezwängt und zwischen dem hohen litauischen Turm eines alten mozarabischen

Pfarrhofes und den Lüstern, wappengeschmückten Mauern eines adeligen Hauses gleichsam versteckt, viele Jahre lang ein Jude, namens Daniel Levi, seine Wohnstatt, die ebenso verschoben, dunkel und elend war wie ihr Herr.

Dieser Jude war nachträgerisch und rachsüchtig wie alle seiner Rasse, aber mehr als irgendeiner betrügerisch und heuchlerisch.

War er auch nach dem, was im Volke darüber umging, Besitzer eines ungeheuern Reichtums, sah man ihn doch den ganzen Tag zusammengekauert in dem dunkeln Torflur seiner Behausung sitzen und da metallene Kettchen, alte Gürtel oder zerbrochene Schmuckstücke ordnen oder herrichten, womit er unter den Possenreißern des Zocodover, den Trödlerinnen des Postigo und den armen Kleinadeligen einen ausgebreiteten Handel trieb.

Obgleich er die Christen und alles, was mit ihnen zusammenhing, unversöhnlich haßte, ging er doch nie an einem vornehmen Ritter oder einem Kanonikus der Kathedrale vorüber, ohne einmal und bisweilen zehnmal das schmutzige Käppchen abzunehmen, das er auf seinem kahlen, gelblichen Kopfe trug, und wenn einer der üblichen Besucher aus seinem Sprengel seinen Laden betrat, so unterließ er es nie, ihm in aufdringlicher Weise seine demütigen, von schmeichlerischem Lächeln begleiteten Reverenzen zu machen.

Daniels Lächeln war in ganz Toledo sprüchwörtlich

geworden, und seine Nachsicht gegenüber den derbsten Possen, die ihm seine Nachbarn spielten, gegenüber ihren Späßen und ihrem Spott kannte keine Grenzen.

Umsonst warfen die Knaben, um ihn in Wut zu bringen Steine auf seine Bude; vergebens suchten die jungen Pagen und selbst die Torwächter des nächstgelegenen Palastes ihn mit des ärgsten Schimpfnamen zu ärgern, und umsonst bekreuzten sich die frommen alten Weiber des Sprengels, wenn sie an seiner Türschwelle vorübergingen, als erschiene ihnen Luzifer in Person, Daniel lächelte ewig sein sonderbares, unbeschreibliches Lächeln. Seine dünnen, verfallenen Lippen zogen sich im Schatten der ungewöhnlich großen, wie ein Adlerschnabel gekrümmten Nase breit, und brach auch aus seinen kleinen, grünen, runden und unter den dichten Brauen fast verborgenen Augen ein Funke schlecht verhehlten Zornes hervor, er klopfte doch gleichmütig mit seinem eisernen Hämmerchen auf den Ambos, wo er die tausend altmodischen und scheinbar zu nichts mehr verwendbaren wohlfeilen Säckelchen, die seine Ware bildeten, wieder herrichtete.

Über der Tür der Baude des Juden ging, von einem buntfarbigen Mosaikrahmen umgeben, ein arabisches Bogenfenster auf die Straße, ein Überbleibsel der alten maurischen Architektur in Toledo. Rings um die durchbrochene Einfassung des Fensters und das Marmorsäulchen hinein, das es in zwei gleiche Hälften

teilte, klomm, aus dem Hause selbst herauswachsend, eine jener Schlingpflanzen, die grün und saftig und üppig auf den geschwärzten Mauern verfallender Bauwerke wuchern.

In dem Teil des Hauses, der durch die schmalen Flügel dieses einzigen auf die bemooste und rissige Gassenfront gehenden Fensters ein ungewisses Licht empfing, wohnte Sarah, die Tochter Daniels, die ihr Vater überaus liebte.

Wann die Nachbarn des Viertels vor dem Laden des Juden vorübergingen und zufällig Sarah hinter dem Gitter ihres maurischen Fensters und den über seinen Ambos gebeugten Daniel sahen, staunten sie über die Schönheit der jungen Jüdin und riefen laut: »Es muß Lüge sein, daß aus solch einem elenden Stamm ein so schöner Zweig sprießen konnte!«

Denn Sarah war in der Tat ein Wunder von Schönheit. Sie hatte große, von einem dunkeln Bogen schwarzer Wimpern umrahmte Augen, in deren Grunde wie ein Stern an dem Himmel einer dunkeln Nacht der Lichtpunkt ihrer glühenden Pupillen brannte. Ihre heißen, roten Lippen waren wie von den unsichtbaren Händen einer Fee künstlich aus einem purpurnen Stoffe geschnitten. Ihr Antlitz war weiß, blaß und durchsichtig wie der Alabaster der Statue eines Grabmals. Sie war kaum sechzehn Jahre alt, schon aber stand in ihrem Gesichte jene süße Schwermut der Frühreife, und schon schwellten ihren Busen und lösten sich von ihren Lippen

jene Seufzer, die das unbestimmte Erwachen des Verlangens ankünden.

Die reichsten Juden der Stadt hatten sie, von ihrer wunderbaren Schönheit entflammt, zur Gattin begehrt; die Jüdin aber hörte weder auf die Huldigungen ihrer Anbeter noch auf die Ratschläge ihres Vaters, der sie einen Lebensgefährten zu wählen drängte, ehe er sie in der Welt allein zurücklasse, und hüllte sich in tiefes Schweigen, ohne einen andern Grund für ihr sonderbares Verhalten anzugeben, als die Laune, frei bleiben zu wollen. Endlich eines Tags kam einer ihrer Verehrer, der es müde war, Sarahs Abweisung zu ertragen, und Verdacht hegte, ihre stete Schwermut sei ein sicheres Zeugnis dafür, daß ihr Herz ein schwerwiegendes Geheimnis berge, zu Daniel und sagte:

»Weißt du, Daniel, was man unter unsern Brüdern heimlich über deine Tochter spricht?«

Der Jude blickte für einen Augenblick von seinem Ambos auf, hielt in seinem ewigen Hämmern inne und fragte, ohne die geringste Bewegung zu verraten, den andern:

»Und was spricht man über sie?«

»Man sagt,« fuhr der Besucher fort, »man sagt . . . was weiß ich . . . alles mögliche . . . Unter anderm, daß deine Tochter in einen Christen verliebt ist . . .« Hier machte Sarahs abgewiesener Liebhaber eine Pause, um zu sehen, welchen Eindruck seine Worte auf Daniel machten.

Daniel blickte wieder auf, sah ihn eine Weile, ohne ein Wort zu sagen, starr an, senkte dann wieder den Blick, um in seiner unterbrochenen Arbeit fortzufahren, und rief:

»Und wer sagt, daß dies nicht Verleumdung ist?«

»Der sie mehr als einmal in dieser Gasse hier miteinander sprechen sah, während du dem geheimen Sanhedrin unsrer Rabbinen anwohntest —« beharrte der junge Hebräer, erstaunt darüber, daß wie vorhin seine Verdächtigung, so auch jetzt seine Behauptungen auf Daniel gar keinen Eindruck machten.

Ohne von seiner Beschäftigung zu lassen, begann dieser, den Blick auf den Ambos gerichtet, wo er eben, nachdem er den Hammer beiseite gelegt, die metallene Schließe eines Schmuckstückes mit einer kleinen Feile zu polieren sich anschickte, mit leiser, verhaltener Stimme zu sprechen, so als gäben seine Lippen die Gedanken, die ihm durch den Sinn gingen, nur mechanisch wieder.

»He! he! he!« sagte er, sonderbar und dämonisch lachend. »Also meine Sarah, den Stolz des Stammes, den Stab, worauf sich mein Alter stützt, denkt mir ein Christenhund zu entreißen? . . . Und ihr glaubt, es werde ihm gelingen? He! he!« fuhr er fort, immer mit sich selbst redend und immer lachend, während die Feile kreischend jedesmal stärker mit ihren eisernen Zähnen in das Metall biß; »he! he! Armer Daniel, werden die Meinigen sagen, schon kindisch? Was braucht dieser sterbende, bresthafte

Greis eine so schöne und so junge Tochter, wenn er sie vor den begehrllichen Augen unserer Feinde nicht zu behüten versteht? . . . He! he! he! Glaubst du etwan, Daniel schläft? Glaubst du etwan, daß Daniel, wenn meine Tochter einen Liebhaber hat . . . was ja sein kann, und dieser Liebhaber Christ ist und sie zu verführen trachtet und sie verführt — was alles möglich ist —, und mit ihr zu fliehen plant — was ebenfalls leicht ist, und zum Exempel morgen flieht, was der menschlichen Natur nicht zuwiderläuft — glaubst du, daß Daniel sich seinen Schatz auf solche Weise entreißen läßt, glaubst du, daß er sich nicht zu rächen wird wissen?«

»Dann,« rief der Jüngling, ihn unterbrechend, »weißt du etwa . . .?«

»Ich weiß,« sagte Daniel, indem er aufstand und ihm auf die Schulter klopfte, »ich weiß mehr als du, der du nichts weißt und nichts erfährst, wenn nicht die Stunde gekommen wäre, wo alles gesagt werden soll . . . Gott befohlen! Sag unsern Brüdern, sie möchten sich so bald wie möglich versammeln. Hienacht, um ein oder zwei Uhr werde auch ich hinkommen. Gott zum Gruß!«

Nach diesen Worten schob Daniel seinen Besucher sänftlich auf die Gasse hinaus, räumte sehr gemächlich seine Geräte zusammen und begann die doppelten Riegel und Schlösser der Türe seiner kleinen Bude zu schließen.

Deren Krachen, da sie auf ihren schweren Angeln knarrend zufiel, hinderte das Zuschlagen der Gitterladen

des Fensters zu hören, die in diesem Augenblick geschlossen wurden, so, als wäre die Jüdin eben davon zurückgetreten.

II

Es war die Nacht auf den Karfreitag, und die Bewohner Toledos, die in ihrer herrlichen Kathedrale der dunkeln Messe angewohnt hatten, legten sich entweder zum Schläfe nieder oder erzählten einander beim warmen Feuer Mären wie die von Christo de la Luz, der, da ihn Juden ausgeplündert hatten, eine blutige Spur hinterließ, wodurch das Verbrechen aufkam, oder die Geschichte von dem heiligen Knaben von Guarda, in dem die unversöhnlichen Feinde unsres Glaubens das grausame Leiden Jesu wiederholt hatten.

In der Stadt herrschte tiefes Schweigen, das nur in Pausen, bald durch die fernen Rufe der Nachtwachen, die in jenen Zeiten im den Alcazar ihre Runde machten, bald durch das Seufzen des Windes, der die Fähnchen auf den Türmen bewegte oder in den gewundenen Gassen stöhnte, unterbrochen wurde; da sah der Inhaber eines kleinen Bootes, das am Fuße der Felsen, die der Tajo bespült und worauf die Stadt liegt, unweit der Mühlen, die da wie angewachsen erscheinen, angesorrt war und

sich schaukelte, zum Ufer her eine Gestalt kommen, die mühsam auf einem der steilen, von der Höhe der Mauern zum Fluß herabführenden Pfade herunterklomm; er schien ungeduldig auf sie zu warten.

»Sie ist es!« murmelte der Fährmann zwischen den Zähnen. »Es ist ganz so, als käme heute diese ganze verteufelte Judenbrut in Aufruhr! . . . Wo zum Teufel haben sie sich mit dem Satan Stelldichein gegeben, daß alle zu meinem Boote gelaufen kommen, wo die Brücke so nahe ist? . . . Nein, nein, sie haben nichts Gutes im Sinn, wenn sie so mit der Hand auf dem Mund den Scharwächtern von San Servando auszuweichen suchen . . . Aber, schließlich, sie geben mir ein hübsches Stück Geld zu verdienen, jeder mag es mit sich selbst ausmachen, ich mische, mich nicht darein.«

Nach diesen Worten setzte sich der gute Mann in seinem Boote auf seinen Sitz und legte die Ruder aus, und als Sarah — denn sie war es, auf die er dem Anschein nach bis jetzt gewartet, hatte — in das Boot gesprungen war, löste er das Tau, das es festhielt, und begann nach dem andern Ufer zu rudern.

»Wie viele haben hienacht übergesetzt?« fragte Sarah den Fährmann, als sie die Mühlen hinter sich hatten, und so, als handelte es sich um etwas schon Besprochenes.

»Ich habe sie nicht zählen können,« gab der Gefragte zur Antwort; »ein ganzer Schwarm! . . . Es ist so, als wär dies die letzte Nacht, wo sie zusammenkommen.«

»Und weißt du, worum es sich handelt und weshalb sie die Stadt um diese Stunde verlassen haben?«

»Das weiß ich nicht . . . aber sie müssen jemand erwarten, der diese Nacht kommen soll. . . . Ich weiß nicht, weshalb sie dasjenige erwarten, aber ich glaube, zu nichts gutem.«

Nach dieser kurzen Unterredung versank Sarah einige Augenblicke in ein tiefes Schweigen, als ob sie ihre Gedanken ordne. »Kein Zweifel,« dachte sie bei sich, »mein Vater ist unsrer Liebe auf die Spur gekommen und bereitet eine furchtbare Rache vor. Ich muß unbedingt erfahren, wohin sie gehn, was sie tun, was sie beabsichtigen. Ein Augenblick des Schwankens kann ihn verderben.«

Als Sarah für einen Augenblick aufstand und, wie um die schrecklichen Gedanken zu verscheuchen, die sie übernahmen, die Hand an die von Angst mit eisigem Schweiß bedeckte Stirn rückte, legte das Boot an das andere Ufer an.

»Guter Mann,« rief die schöne Jüdin, indem sie ihrem Fährmann etwas Geld gab und auf einen schmalen, gewundenen Pfad wies, der sich zwischen den Felsen emporschlängelte, sind sie diesen Weg hier gegangen?«

»Ja, diesen. Und als sie beim Mohrenhaupt waren, verschwanden sie linkshin. Wohin sie dann gingen, weiß der Teufel und sie selbst,« antwortete der Fährmann.

Sarah entfernte sich in der von ihm angegebenen

Richtung, während einiger Minuten sah man sie in jenem dunkeln Labyrinth dunkler zackiger Felsen abwechselnd auftauchen und verschwinden; darauf und nachdem sie den »Mohrenhaupt« genannten Gipfel erreicht hatte, zeichnete sich ihre schwarze Silhouette einen Augenblick von dem blauen Himmelsgrunde ab, und dann tauchte sie aus dem Schatten der Nacht nicht wieder auf.

III

An dem Wege, wo sich jetzt die pittoreske Einsiedelei der heiligen Jungfrau vom Tal befindet und etwa zwei Bogenschüsse weit von dem Felsen, den das Volk in Toledo das »Mohrenhaupt« nennt, bestanden in jener Zeit noch die verfallenen Reste einer vor der arabischen Eroberung erbauten byzantinischen Kirche.

Im Atrium, das etliche auf dem Boden umherliegende Blöcke andeuteten, wuchsen Dornsträucher und Schmarotzerpflanzen, und darunter lag halb verborgen hier ein zertrümmertes Säulenkapitell, dort ein Quaderstein mit grob ausgemeißelten verschlungenen Blättern, schrecklichen oder grotesken Lindwürmern und unförmlichen Menschengestalten. Aufrecht standen von dem Dom allein die Seitenmauern und einige zersprungene, epheubewachsene Bogen.

Als Sarah, die eine übernatürliche Ahnung zu führen schien, an der Stelle ankam, die ihr der Fährmann bezeichnet hatte, schwankte sie einige Augenblicke, ungewiß, welchen Weg sie nehmen solle; zuletzt dann wandte sie sich festen entschlossenen Schrittes den verlassenen Ruinen der Kirche zu.

Ihre Ahnung hatte sie in der Tat nicht betrogen. Daniel, nun nicht mehr lächelnd, nicht mehr der schwache, demütige Greis, sondern, wie er aus seinen kleinen runden Augen Zornblitze sprühte, vom Geiste der Rache gleichsam zum früheren Leben erweckt, von einer Menge umgeben, die wie er begierig war, ihren Hassesdurst an einem Feinde ihres Glaubens zu löschen, Daniel stand da und schien sich zu vervielfachen, wie er den einen Weisungen gab, die andern zu ihrer Arbeit anfeuerte, und zuletzt mit grauenhafter Genauigkeit alles nötige für die Ausführung des fürchterlichen Planes anordnete, der von ihm in Tagen und Tagen ausgedacht worden war, während er in seiner Bude in Toledo gleichgültig auf den Ambos gehämmert hatte.

Sarah, der es dank der Finsternis gelungen war, bis in das Atrium der Kirche zu dringen, mußte, als sie einen Blick in das Innere geworfen hatte, alle Kraft zusammennehmen, um nicht vor Entsetzen aufzuschreien. Im rötlichen Schein eines Feuers, der die Gestalten dieser höllischen Runde auf die Mauern des Domes zeichnete, hatte sie wahrzunehmen geglaubt, daß

etliche Männer sich ein schweres Kreuz aufzurichten bemühten, während andere aus den Zweigen der Dornsträucher eine Krone flochten oder auf einem Steine die Spitzen ungeheurer eiserner Nägel dünn klopfen. Ein schrecklicher Gedanke schoß ihr durch den Sinn; sie erinnerte sich, daß man ihre Rassegenossen mehr als einmal geheimnisvoller Verbrechen beschuldigt hatte; erinnerte sich dunkel der grausigen Geschichte von dem gekreuzigten Knaben, die sie bis zur Stunde für eine plumpe Verleumdung gehalten hatte, eine Verleumdung vom gemeinen Volke nur erfunden, um die Juden beschimpfen und verfolgen zu können.

Nun aber konnte sie nicht mehr zweifeln: dort, vor ihren Augen, sah sie die schrecklichen Marterwerkzeuge, und die wilden Henker warteten nur auf ihr Opfer.

Als sie dies Schauspiel sah, vermochte sich Sarah, von einem heiligen Zorn erfüllt, von edelm Grimme geschwellt und belebt von dem unerschütterlichen Glauben an den wahren Gott, den ihr Geliebter ihr offenbart hatte, nicht zurückzuhalten, und das Gebüsch zerteilend, das sie verbarg, zeigte sie sich plötzlich auf der Schwelle des Domes.

Als die Juden sie erscheinen sahen, stießen sie einen Schrei der Überraschung aus, und Daniel tat in drohender Haltung einen Schritt auf die Tochter zu und fragte sie mit rauher Stimme: »Was suchst du da, Unsälige?«

»Ich komme«, sagte Sarah mit fester entschlossener

Stimme, »um über eure Häupter die ganze Schmach eurer ruchlosen Tat auszugießen, ich komme, um euch zu sagen, daß ihr auf das Opfer, das ihr hinschlachten wollt, umsonst wartet, wenn ihr nicht etwa an mir euern Blutdurst löschen mögt; denn der Christ, dessen ihr harret, wird nicht kommen: ich habe ihn vor euern Fallstricken gewarnt.«

»Sarah,« schrie der Jude, brüllend vor Zorn, »Sarah, du lügst; du kannst uns nicht so weit verraten haben, daß du unsere geheimnisvollen Riten preisgegeben hast; und hast du sie preisgegeben, so bist du meine Tochter nicht mehr . . .«

»Nein, ich bin's nicht mehr: ich habe einen andern Vater gefunden, einen Vater, der ganz Liebe für die Seinen ist, einen Vater, den ihr an ein schimpfliches Kreuz geheftet habt und der daran starb, uns zu erlösen, und der uns für ewig die Pforten des Himmels eröffnet. Nein, ich bin eure Tochter nicht mehr, denn ich bin Christin und schäme mich meiner Abkunft.«

Als Daniel diese Worte hörte, die mit jener sicheren Kraft gesprochen wurden, die der Himmel allein dem Munde der Märtyrer verleiht, stürzte er sich, blind vor Wut, auf die schöne Jüdin, schleuderte sie zu Boden und schleppte sie, wie von einem höllischen Geiste besessen, an den Haaren bis an den Fuß des Kreuzes, das seine fleischlosen Arme auszustrecken schien, um sie zu empfangen, und rief, zu denen, die ihn umgaben, ge-

wendet :

»Hier übergebe ich sie euch; richtet sie, diese Elende, die ihre Ehre, ihren Glauben und ihre Brüder verkauft hat.«

IV

Am folgenden Tage, als die Glocken der Kathedrale das Fest einläutend durch die Lüfte dröhnten und die ehrsamten Bewohner von Toledo sich damit vergnügten, Bolzen in strohene Judasse zu schießen, ganz wie es noch heute in einigen unsrer Ortschaften der Brauch ist, öffnete Daniel wie gewöhnlich seine Bude und begann mit seinem ewigen Lächeln auf den Lippen die Vorübergehenden zu grüßen, während er ununterbrochen mit seinem Eisenhämmerchen auf den Ambos pochte; aber die Laden an Sarahs maurischem Bogenfenster bewegten sich nicht und gingen nicht auf, und niemand sah jemals die schöne Jüdin wieder in seinem farbigen Mosaikrahmen erscheinen und sich aufstützen.

.

Man erzählt, einige Jahre hiernach habe ein Hirt dem Erzbischof eine bis dahin nicht gesehene Blume gebracht, die Nachbildungen aller Marterwerkzeuge des Heilands

darwies; eine seltsame, geheimnisvolle Blume, die zwischen den verfallenen Mauern der eingestürzten Kirche aufgesproßt war und da ihre Ranken geschlungen hatte.

Als man an jenem Orte nachgrub, um den Ursprung dieses Wunders zu erfassen, fand man, berichtet man weiter, das Skelett eines Weibes und dabei alle jene heiligen Attribute, die man an der Blume sah.

Der Leichnam wurde, obwohl man nie sicher erfahren konnte, wer es gewesen, lange Jahre hindurch mit besonderer Verehrung in der Einsiedelei Sankt Peter im Grünen aufbewahrt, und die Blume, die jetzt ziemlich häufig ist, nennt man Passionblume.

DAS MISERERE

Vor ein paar Monaten entdeckte ich bei einem Besuch der berühmten Abtei von Fitero, als ich in der vernachlässigten Bibliothek etliche Bände durchblätterte, in einem Winkel zwei oder drei ziemlich alte, staubbedeckte Musikhefte, die schon die Ratten anzufressen begonnen hatten.

Es war ein Miserere.

Ich verstehe nichts von Musik; gleichwohl liebe ich sie so sehr, daß ich, ohne sie zu verstehn, manchmal die Partitur einer Oper zur Hand nehme und ganze Stunden damit hinbringe, die Seiten umzublättern und die mehr oder weniger dichten Notengruppen, die Taktstriche, die Bogen, die Triangeln und die übrigen Zeichen, die man Schlüssel nennt, und all das, ohne ein Jota zu begreifen oder den kleinsten Nutzen zu haben.

Meiner Manie gemäß ging ich die Hefte durch, und das, was zunächst meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war, daß, obwohl auf der letzten Seite das in allen Werken so gewöhnliche lateinische Wort Finis stand, das Miserere in Wahrheit nicht vollendet war; denn die Musik reichte nur bis zum zehnten Vers.

Das hat zweifellos zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; kaum aber hatte ich mich ein wenig in die Notenblätter vertieft, nahm es mich noch weit mehr Wunder, daß ich statt jener allgemein gebrauchten italienischen Worte wie *maestoso*, *allegro*, *ritardando*, *più vivo*, *a piacere* hier ein paar Zeilen in sehr kleiner Schrift und in deutscher Sprache geschrieben sah, von deren Vorschriften einige so schwierig auszuführen waren wie diese: *Knacken . . . Knacken der Knochen; aus ihrem Mark scheinen Wehrufe zu dringen; oder diese andre: die Geigen heulen, ohne zu distonieren, das Blech dröhnt, ohne zu betäuben; hier fällt alles ein, aber nichts vermischt sich, und die ganze Menschheit schluchzt und seufzt.* Die originellste von allen verlangte am Schlusse des letzten Verses: *Die Töne sind mit Fleisch bekleidete Gebeine; unverlöschliches Licht, die Himmel und ihre Harmonie . . . Kraft! . . . Kraft und Süße.*

»Wissen Sie, was das ist?« fragte ich meinen greisen Führer, als ich diese Zeilen, Worte, die mir ein Wahnsinniger geschrieben zu haben schien, zur Hälfte übersetzt hatte.

Der Alte erzählte mir darauf folgende Legende.

Vor vielen Jahren kam in einer regnichten, dunkeln Nacht an die Klosterpforte dieser Abtei ein Pilger und bat um einen Platz am Feuer, um seine Kleider zu trocknen, um einen Ranft Brot, um seinen Hunger zu stillen, und um irgend ein Obdach, um da die Nacht zu verbringen und früh mit der Sonne seinen Weg fortzusetzen.

Der Frater, an den diese Bitte gerichtet wurde, stellte dem Wanderer seine bescheidene Mahlzeit, sein ärmliches Lager und seinen flackernden Kamin zur Verfügung, und dann, nachdem er sich ihn von seiner Ermüdung erholen lassen, fragte er ihn nach dem Zweck seiner Wallfahrt und nach dem Ziel, wohin er pilgere.

»Ich bin Musikus,« antwortete der Gefragte, »ich wurde sehr fern von hier geboren und war in meinem Vaterland einmal sehr berühmt. In meiner Jugend diente mir meine Kunst als ein mächtiges Mittel zur Verführung, und ich entzündete durch sie Leidenschaften, die mich zu einem Verbrechen hinrissen. In meinem Alter möchte ich die Talente, die ich zum Bösen benutzt habe, zum Guten wenden, um eben durch das, was mich zum Verderben führte, mir das Heil zu erwerben.«

Da die rätselvollen Worte des Unbekannten dem Laienbruder durchaus nicht klar schienen und die Neugierde in ihm zu erwachen begann, er darum in seinen Fragen fortfuhr, erzählte sein Besucher weiter folgendes:

»Ich beweinte im Grunde meiner Seele das

Verbrechen, das ich begangen hatte, aber wenn ich Gott um Erbarmen anflehen wollte, fand ich keine Worte, die meine Reue geziemend ausdrücken konnten; da fielen meine Augen eines Tages zufällig auf ein heiliges Buch. Ich schlug dieses Buch auf und begegnete auf einer der Seiten einen gigantischen Aufschrei wahrhafter Reue, einen Psalm Davids den, der beginnt: *Miserere mei, Deus!* Von dem Augenblick an, da ich seine Verse gelesen, war mein einziger Gedanke, eine musikalische Form von solcher Macht, solcher Erhabenheit zu finden, daß sie der gewaltigen Schmerzeshymne des königlichen Sängers würdig wäre. Bis jetzt habe ich sie noch nicht gefunden; aber, wenn es mir gelingt, das auszudrücken, was ich in meinem Herzen fühle, was ich verworren in meinem Haupte vernehme, bin ich gewiß, daß ich ein Miserere schreibe so wunderbar, wie die Sterblichen kein ähnliches vernommen haben; so ergreifend, daß bei den ersten Akkorden die Erzengel, die Augen von Tränen erfüllt, mit mir zugleich zum Herren gewendet, sagen sollen: Erbarmen! und der Herr es seinem armen Geschöpfe zu teil werden wird lassen.«

Da der Pilger in seinem Berichte so weit gelangt war, schwieg er einen Augenblick, dann nahm er, aufseufzend, den Faden seiner Rede wieder auf. Der Laienbruder, etliche Dienstpersonen der Abtei und zwei drei Hirten des Klostermeierhofs, die einen Kreis um den Kamin bildeten, lauschten ihm in tiefem Schweigen.

»Darauf,« fuhr er fort, »bin ich durch ganz Deutschland, ganz Italien und durch dieses für die geistliche Musik klassische Land gezogen, habe aber noch kein Miserere gehört, das mich inspiriert hätte, nicht eins, nicht eins, und ich habe so viele gehört, daß ich wohl sagen kann, ich habe alle gehört.«

»Alle?« unterbrach ihn da einer der Großhirten. »Haben Sie auch das *Miserere in den Bergen* gehört?«

»Das Miserere in den Bergen?« rief der Musiker erstaunt. »Was für ein Miserere ist das?«

»Habe ich's nicht gesagt?« murmelte der Hirt, und dann fügte er in geheimnisvollem Tone hinzu: »Dieses Miserere, das nur die zufällig hören, die wie ich tags und nachts hinter der Herde her durch Gedörn und Gefels streifen, das hat eine ganze Geschichte; eine sehr alte Geschichte, die aber darum nicht weniger wahr ist, weil sie unglaublich scheint.

In dem wildesten Teil dieser Bergketten nämlich, die den Horizont dieses Tales begrenzen, auf dessen Grunde die Abtei liegt, stand vor vielen Jahren, was sage ich: vor vielen Jahren? — vor vielen Jahrhunderten ein berühmtes Kloster; ein Kloster, das, wie es scheint, ein Edelmann auf seine Kosten hatte erbauen lassen, und zwar mit dem Vermögen, das er seinem Sohn hinterlassen haben würde, wenn er ihn auf seinem Sterbebette nicht zur Strafe für seine Missetaten enterbt hätte.

Bis daher war alles gut; aber dieser Sohn muß, wie sich

zeigen wird, ein Teufelsbalg, wenn nicht der Teufel in Person gewesen sein, denn da er sah, daß sein Gut in den Händen der Mönche sei, die seine Burg in eine Kirche verwandelt hatten, tat er sich mit einer Anzahl Buschreuter zusammen, den Genossen des sündhaften Lebens, das er führte, seit er das Haus seiner Väter verlassen, und so legten sie an einem Gründonnerstag in der Nacht, als die Mönche sich eben im Chor befanden und das Miserere zu singen begannen oder begonnen hatten, Feuer an das Kloster, plünderten die Kirche und ließen, wie man sagt, ohne daß ich es beschwören will, auch nicht einen von den Brüdern am Leben.

Nach dieser Freveltat verschwanden die Banditen und ihr Anstifter mit ihnen, niemand weiß, wohin sie gingen, wahrscheinlich zur Hölle.

Die Flammen legten das Kloster in Trümmer; die Ruinen der Kirche stehn noch auf dem Felskurm, woher der Wasserfall kommt, der erst von Klippe zu Klippe stürzt und dann den kleinen Bach bildet, der die Mauern dieser Abtei bespült.«

»Aber,« unterbrach ihn der Musikus ungeduldig, »das Miserere?«

»Wartet nur,« fuhr der Großhirt ganz gelassen fort, »alles nach der Reihe.« Darauf erzählte er weiter:

»Die Leute der Umgegend waren über das Verbrechen entrüstet: mit Grauen erzählten davon in den langen Winternächten die Väter den Söhnen und die Söhne den

Enkeln; aber was es noch lebendiger im Gedächtnis erhält, ist, daß man jedes Jahr in derselben Nacht, da die Kirche vernichtet wurde, hinter ihren zerbrochenen Fenstern Lichter erglänzen sieht, daß man eine Art seltsamer Musik vernimmt und dazu wie schauerliche Klagegesänge, die der Windhauch in Pausen herüberträgt.

Das sind die Mönche, die vielleicht gestorben sind, ohne sich vorbereitet zu haben, daß sie rein von aller Schuld vor dem Richterstuhl Gottes erschienen, und nun aus dem Fegefeuer kommen, um das Miserere zu singen und ihn um Erbarmen anzuflehen.«

Die Umstehenden blickten einander mit ungläubigen Mienen an; nur der Pilger, den die Erzählung dieser Geschichte lebhaft ergriffen zu haben schien, fragte begierig den, der sie erzählt hatte:

»Und Ihr sagt, dieses Wunder wiederhole sich jedes Jahr?«

»In drei Stunden wird es ohne jeden Zweifel wieder beginnen, denn heute ist gerade die Nacht auf Gründonnerstag, und die Uhr der Abtei hat eben acht geschlagen.«

»Wie weit von hier ist das Kloster?«

»Knapp anderthalb Meilen . . . aber was habt Ihr? Wohin wollt Ihr in einer solchen Nacht? Hat Gott seine Hand von Euch abgezogen?« riefen alle, als sie sahen, daß der Pilger von seinem Sitz aufstand, den Stecken ergriff und vom Kamin zur Türe schritt.

»Wohin ich gehe? Die wunderbare Musik anhören, das große, das wahrhaftige Miserere anhören, das Miserere derer, die aus dem Tode wieder zur Welt zurückkehren und wissen, was es heißt, in Sünden zu sterben.«

Nach diesen Worten schwand er dem erschrockenen Laienbruder und den nicht weniger erschreckten Hirten aus den Augen.

Der Wind stöhnte und ließ die Tore krachen, als ob eine riesenstarke Hand sie aus ihren Angeln zu reißen versuchte; der Regen rauschte in Strömen und peitschte an die Fensterscheiben, und dann und wann erhellte der Schein eines Blitzes für einen Augenblick den ganzen Horizont, soweit man sehen konnte.

Nach dem ersten Augenblick der Verblüffung rief der Bruder:

»Er ist toll!«

»Er ist toll!« wiederholten die Hirten, und man fachte das Feuer wieder an und rückte rings um den Kamin zusammen.

II

Nach einer oder zwei Stunden Wegs kam der geheimnisvolle Mann, den sie in der Abtei für toll erklärt hatten, an dem Bach entlang, den der Großhirt in seiner

Geschichte erwähnt hatte, stromaufwärts dahin, wo die schwarzen, mächtigen Ruinen des Klosters aufragten.

Der Regen hatte aufgehört; die Wolken zogen in schwarzen, zerrissenen Streifen dahin, wozwischen nur manchmal ein flüchtiger Strahl blassen, ungewissen Lichtes durchbrach, und der Wind schien, wie er gegen die starken Pfeiler schlug und durch die verödeten Klostergänge strich, gleichsam zu seufzen. Trotzdem nichts Übernatürliches, nichts Ungewöhnliches, das die Phantasie erregt hätte. Einem Menschen, der mehr als eine Nacht ohne anderes Obdach als die Trümmer eines verlassenen Turms oder einer einsamen Burg geschlafen hatte; der auf seiner weiten Pilgerfahrt hundert und hundert Unbilden erlitten hatte, waren all diese Geräusche vertraut.

Die Wassertropfen, die aus den Rissen der geborstenen Bogen sickerten und mit dem regelmäßigen Klang eines Uhrpendels auf die Fliesen fielen; die Schreie des Uhus, der, hinter die steinerne Aureole einer noch aufrecht stehenden Statue geflüchtet, krächzte; das Rascheln der Eidechsen, die der Sturm aus ihrer Lethargie erweckt hatte und die ihre ungestalten Köpfe aus den Schlupflöchern hervorsteckten oder zwischen den am Fuße des Altars wachsenden Ranken und Brombeeren, zwischen den Fugen der den Boden der Kirche bildenden Grabplatten herumschlüpfen: alle diese seltsamen, geheimnisvollen Laute des freien Landes, der Einsamkeit

und der Nacht drangen deutlich ans Ohr des Pilgers, der, auf der abgebrochenen Statue eines Grabmals sitzend, ungeduldig der Stunde harrte, da das Wunder zur Wirklichkeit werden sollte.

Weile um Weile verrann, aber er nahm nichts wahr; jene tausend verworrenen Geräusche wiederholten sich und verbanden sich auf tausenderlei Weise, aber es waren stets dieselben.

»Wenn er mich zum besten gehabt hätte!« dachte der Musiker; aber in diesem Augenblick vernahm er einen neuen Laut, einen an diesem Orte unerklärlichen Laut, dem ähnlich einer Uhr, einige Sekunden bevor sie die Stunde schlägt; den Laut sich drehender Räder gespannter Schnüre, des Werks, das sich dumpf in Bewegung setzt und sich anschickt, seine geheimnisvolle mechanische Kraft spielen zu lassen, und ein Glockenschlag erscholl, ein zweiter . . . dritter . . . bis elf.

In dem zerstörten Dom gab es keine Glocke, keine Uhr, keinen Turm überhaupt.

Noch war der letzte Schlag von Echo zu Echo weiterklingend, nicht verstummt, noch hörte man seine zitternden Schwingungen in der Luft, da begannen die granitene Baldachine über den Bildwerken, die Marmorstufen der Altäre, die Quadern der Spitzbögen, die durchbrochenen Brüstungen des Chors, die kleeblattförmigen Verzierungen der Karniese, die schwarzen Mauerpfeiler, der Boden, die Wölbungen, die ganze

Kirche plötzlich von Licht zu glänzen, ohne daß eine Fackel, Kerze oder Lampe, die diese ungewöhnliche Helle verbreitete, zu sehen gewesen wäre.

Das ganze war wie ein Gerippe, von dessen gelben Knochen jenes phosphorische Gas aufsteigt, das wie ein unruhiges, banges blaues Licht im Dunkel schimmert und schwelt.

Alles schien sich zu beleben, aber mit diesem galvanischen Krampf, der den Tod das Leben parodierende Zuckungen machen läßt, dem jähen Krampf, der noch schrecklicher ist als die Reglosigkeit des Leichnams, den seine unbekante Kraft sich bewegen läßt. Stein fügte sich an Stein; der Altar, dessen zermorschte Trümmer vorher zerstreut umher lagen, erhob sich unversehrt, als hätte der Künstler eben daran den letzten Meißelschlag getan, und zugleich mit dem Altar erhoben sich die eingestürzten Kapellen, die zerbrochenen Kapitelle und die zerstörten unendlichen Reihen von Bogen, die, einander kreuzend und sich kraus verschlingend, mit ihren Säulen ein Labyrinth von Porphyr bildeten.

Sobald der Dom wieder aufgebaut war, begann ein ferner Akkord zu erklingen, der für das Rauschen des Windes genommen werden konnte, aber ein Zusammenklang ferner, feierlicher Stimmen war, der aus dem Schoß der Erde aufzusteigen und langsam höher und höher zu kommen schien, wobei er immer deutlicher

vernehmbar wurde.

Dem wagemutigen Pilger begann bange zu werden; aber seine Furcht wurde von seiner Leidenschaft für alles Ungewöhnliche und Wunderbare bezwungen, und durch sie ermutigt, verließ er das Grabmal, worauf er gesessen, beugte sich über den Rand dessen Abgrunds, über dessen Felsen der Wasserfall mit unaufhörlichem, schrecklichem Donner zu Tal stürzte, und vor Grausen sträubten sich ihm die Haare.

Schlecht eingehüllt in die Fetzen ihrer Gewänder, mit zerrissenen Kapuzen, unter deren Falten die schwarzen Augenhöhlen ihrer Totenschädel mit den fleischlosen Kiefern und den weißen Zähnen kontrastierten, sah er die Gerippe der Mönche, die von der Brüstung der Kirche in diesen Abgrund geworfen worden waren, aus der Tiefe der Wasser aufsteigen und, sich mit den langen Fingern ihrer Knochenhände an die Felszacken anklammernd, daran emporklimmen, bis sie den Rand erreichten, während sie mit leiser Grabesstimme, aber wildem Schmerzesausdruck den ersten Vers des Davidischen Psalmes sangen:

*Miserere mei, Deus, secundum magnam misericordiam
tuam*

Als die Mönche das Peristyl des Domes erreicht hatten, ordneten sie sich in zwei Reihen, zogen ins Innere und knieten da im Chore nieder, wo sie mit erhobenerer feierlicher Stimme die weiteren Verse des Psalmes

sangen. Musik erklang zur Begleitung ihrer Stimmen: diese Musik war fernes Donnerrollen, das sich, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, murrend verzog; war das Sausen des Windes, der in der Bergschlucht seufzte; war das eintönige Rauschen des Wasserfalls, der von den Felsen stürzte, und der sickernde Wassertropfen und der Schrei des verborgenen Uhus und das Rascheln der ruhelosen Reptile. Alles das war die Musik und etwas noch dazu, das sich nicht erklären und kaum erfassen ließ, etwas wie das Echo einer Orgel, die die Verse der gewaltigen Reuehymne des königlichen Psalmisten mit Tönen und Akkorden begleitete, so gewaltig wie ihre furchtbaren Worte.

Es folgte das Amt; der Musiker, der ihm anwohnte, bezwungen und schauernd, währte sich außerhalb der wirklichen Welt, glaubte in jener phantastischen Region des Traumes zu leben, worin sich alles in seltsame, phantomische Formen kleidet.

Eine furchtbare Erschütterung rüttelte ihn aus jener Betäubung, die all seine Geisteskräfte übernommen hatte, auf. Eine überaus heftige Bewegung ließ seine Nerven zucken, seine Zähne schlugen, von einem nicht zu beschreibenden Beben geschüttelt, aneinander, und der Frost drang ihm bis in das Mark seiner Knochen.

Die Mönche sprachen in diesem Augenblick diese grausigen Worte des Misereres:

In iniquitatibus conceptus sum, et in peccatis concepit me

mater mea.

Als dieser Vers verklungen war und seine Echos von Wölbung zu Wölbung weiterschwebten, erhob sich ein entsetzlicher Klageruf wie ein Schmerzesaufschrei der ganzen Menschheit im Bewußtsein ihrer Missetaten; ein grauenhafter Aufschrei, aus allen Klagen des Unglücks, allem Geheul der Verzweiflung, allen Lästerungen der Gottlosigkeit gebildet, ein ungeheuerlicher Chorus, würdiger Dolmetsch derer, die in der Sünde leben und empfangen worden sind in Ungerechtigkeit.

Der Gesang nahm seinen Fortgang, bald voll schwerer Trauer und tief, bald einem Sonnenstrahl gleich, der durch die dunkeln Wolken eines Sturmes bricht, so daß auf einen Schreckensblitz ein Jubelblitz folgte, bis, dank einer plötzlichen Verwandlung, die Kirche in einer Flut von himmlischem Lichte strahlte; die Gebeine der Mönche bekleideten sich mit ihrem Fleisch, eine leuchtende Aureole schimmerte rings um ihre Stirnen; die Kuppel riß, und darüber erschien der Himmel wie ein Meer von Licht, aufgetan den Blicken der Gerechten.

Die Seraphim, die Erzengel, die Engel und die Hierarchieen begleiteten mit einer Jubelhymne den folgenden Vers, der jetzt wie ein harmonischer Wirbelsturm, wie eine gigantische Spirale tönenden Weihrauchs zum Thron des Herrn emporstieg:

*Auditu meo dabis gaudium et laetitiam, et exultabunt
ossa humiliata.*

In diesem Augenblick beraubte der blendende Glanz den Pilger des Gesichts; seine Schläfen pochten heftig, in seinen Ohren brauste es, und besinnungslos sank er zur Erde und hörte nichts mehr.

III

Am folgenden Tag sahen die friedsamten Mönche der Abtei von Fitero, denen der Laienbruder von dem sonderbaren Besuch in der vergangenen Nacht erzählt hatte, den unbekanntem Pilger, blaß und wie außer sich, in ihr Kloster treten.

»Habt Ihr endlich das Miserere gehört?« fragte ihn der Laienbruder nicht ohne Ironie, während er seinen Oberen verstohlen einen Blick des Einverständnisses zuwarf.

»Ja,« antwortete der Musikus.

»Und wie hat es Euch gefallen?«

»Ich will es aufschreiben. Gebet mir ein Asyl in Euerm Hause«, fuhr er zum Abt gewendet fort, »ein Asyl und Brot für ein paar Monate, und ich schaffe Euch dafür ein unsterbliches Kunstwerk, ein Miserere, das in Gottes Augen meine Schuld tilgt, meinen Namen unsterblich macht und zugleich damit den dieser Abtei.«

Die Mönche redeten aus Neugier dem Abte zu, seiner Bitte zu willfahren; der Abt verwilligte es endlich aus

Mitleid, obwohl er ihn für einen Narren hielt, und der Musikus nahm im Kloster Wohnung und begann sein Werk.

Nacht und Tag arbeitete er mit nicht nachlassender Emsigkeit. Mitten in seinem Schaffen hielt er inne und schien gleichsam Stimmen zu lauschen, die in seiner Phantasie erklangen, und seine Pupillen erweiterten sich, er sprang vom Sitze auf und rief: »Das ist es; so, so, ohne Zweifel . . . so!« Und in fiebrischer Hast, die seine unbemerkten Beobachter mehr als einmal Wunder nahm, schrieb er weiter an seinen Noten.

Er schrieb die ersten Verse und die folgenden und kam bis in die Mitte des Psalmes; aber als er zu dem letzten kam, den er in den Bergen gehört hatte, war es ihm unmöglich, fortzufahren.

Er schrieb einen, zwei, zehn, zweihundert Entwürfe, alles umsonst. Seine Musik kam der bereits niedergeschriebenen nicht gleich, und der Schlaf floh von seinen Augenlidern, und er verlor die Eßlust, und das Fieber nahm seinen Kopf ein, und er wurde wahnsinnig und starb am Ende, ohne das Miserere vollenden zu können, und dieses wurde von den Brüdern nach seinem Tode als Merkwürdigkeit aufbewahrt und ist noch heute im Archiv der Abtei erhalten.

Als der Alte seine Geschichte beschlossen hatte, konnte ich nicht umhin, noch einmal in das verstaubte alte Manuskript des Misereres zu blicken, das auf einem

der Tische noch aufgeschlagen lag.

In peccatis concepit me mater mea.

Das waren die Worte der Seiten, die ich vor mir hatte, und die mit ihren Noten, ihren Schlüsseln und ihren Häkchen, die der Musiklaie nicht verstand, meiner zu spotten schienen.

Ich hätte wer weiß wie viel dafür gegeben, sie lesen zu können.

Wer weiß, sie sind vielleicht wirklich das Werk des Wahnsinns.